

# Sollen Frauen Priester sein dürfen?

Poullain de la Barre unterschied bereits vor 350 Jahren zwischen «sex» und «gender». Von Martin Grichting

Die europäischen Gesellschaften sind vom Genderdiskurs, der aus den USA herübergeschwappt ist, überrascht worden. Das zeigen überhitzte Debatten und argumentative Hilflosigkeit. Dabei war man in Europa schon einmal weiter. Die Unterscheidung zwischen «sex», dem biologischen Geschlecht, und «gender», der gesellschaftlichen Geschlechterrolle, hatte bereits ein Frühaufklärer, François Poullain de la Barre (1647–1723), erkannt. Er forderte schon damals das Priestertum der Frau.

Poullain de la Barre war Cartesianer. In seinem vor genau 350 Jahren erschienenen Werk «Von der Gleichheit der zwei Geschlechter» (1673) übernahm er den von Descartes propagierten Dualismus von Leib und Seele. Die Unterschiede zwischen Mann und Frau sah er allein im leiblichen Bereich, im Aspekt der Fortpflanzung, angesiedelt. Was den Geist betreffe, gelte deshalb: «Der Geist hat kein Geschlecht.»

Auf dieser Grundlage vertrat er die Überzeugung, Männer und Frauen seien geistig gleich begabt und intellektuell zu Gleichem fähig. Es seien nur Vorurteile und Gebräuche, aufgrund deren man den Frauen die Bildung verwehre, wie sie Männer genössen. Poullain de la Barre hatte mit seiner These recht: Was jahrhundertlang von Männern über die intellektuelle Unterlegenheit der Frau behauptet wurde, ist falsifiziert.

Damit nicht genug. In seinem Werk «De l'excellence des hommes» aus dem Jahr 1675 nahm der Franzose die Unterscheidung von Sex und Gender vorweg, indem er zur Natur festhielt: «Man darf nur das natürlich nennen, was in der Natur begründet ist, das heisst in der innerlichen und wesentlichen Anlage einer jeden Sache. Was von dieser Art ist, verliert sich nie und findet sich in allen Lebensaltern und Lebensumständen, weil es eine notwendige Folge dessen ist, was wir sind.»

## Konventionen ändern sich

Diesem eng gefassten Naturbegriff stellte er die gesellschaftlichen Konventionen gegenüber, die veränderlich seien. Es gebe Dinge, über die man zu einer bestimmten Zeit erteile und die man in anderen Zeiten fröhlich tue. Ein anderes Beispiel sei die Gewaltlosigkeit, die als Zierde der Frauen gelte. Sei jedoch ein Mann friedliebend, ruhig und sanft, werde er als weichlich, feige und «effeminiert» belächelt.

Auch in Bezug auf die dornenvolle Frage der Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf war Poullains Denken seiner Zeit weit voraus. Grundsätzlich stellte Poullain de la Barre fest: «Damit zwei Menschen in einer Gesellschaft gleich sind, ist es nicht notwendig, dass sie die gleichen Dinge tun können oder dass sie diese auf die gleiche Weise tun. Es reicht aus, dass sie diese gleichwertig tun. Nun aber ist sicher, dass das den Frauen zukommende Gebären und Erziehen der Kinder nicht weniger wichtig und edel ist als das, was die Männer alles tun.»

Es sind bedenkenswerte Sätze eines Menschen, der zwar durch und durch ein Rationalist, aber deswegen kein Materialist war. Deshalb auch sah er die «Exzellenz» eines Menschen nicht in dessen wirtschaftlicher Nützlichkeit oder gesellschaftlichen Stellung angesiedelt, sondern im Masse seiner Nächstenliebe.

Poullain de la Barres war katholischer Priester und dehnte seine Forderung nach der Gleichheit der Geschlechter auf die christliche Religion und die katholische Kirche aus. Frauen könnten auch Theologinnen werden und als Doktorinnen den Glauben lehren, folgerte er aus seinen Grundsätzen. Nur die Gewohnheit halte sie davon fern, als Seelsorgerinnen, Kirchendienerinnen sowie Predigerinnen zu wirken.

Da Frauen den Thron bestiegen könnten, so der Autor, seien sie auch fähig, die Kirche und deren Diener zu leiten. In «De l'excellence des hommes» charakterisierte er die zeit-



Portrait der Dichterin und Nonne Juana Inés de la Cruz (1651–1695) des Barockmalers Miguel Cabrera.

DE AGOSTINI / GETTY

genössischen «Vorurteile» so: «Die Frauen selbst sind von diesen Dingen derart sehr überzeugt, dass sie denken, man wolle sich über sie lustig machen, wenn man ihnen sagt, sie könnten genauso gut wie die Männer die Würden in Kirche und Staat innehaben; sie könnten genauso gut ein ganzes Volk lehren, ihm die Sakramente spenden, ein Königreich regieren, einem Gerichtshof vorstehen, an der Spitze einer Armee stehen und alle militärischen Funktionen ausüben.»

## Die gleichen Argumente

Vergegenwärtigt man sich die Forderungen nach der Priesterweihe der Frau in der katholischen Kirche, stellt man fest: Man begegnet heute dem gleichen Argumentationsmuster wie vor 350 Jahren. Auch in der Gegenwart wird bei der Forderung nach dem Priestertum der Frau meist nicht theologisch argumentiert. Vielmehr wiederholt man – vermutlich ohne es zu ahnen – Poullain de la Barres Argument, das in säkularen Zusammenhängen gilt: Frauen und Männer sind im Wesentlichen gleich sowie gleichermaßen begabt und besitzen vergleichbare Talente.

Dann folgt jedoch, wie beim französischen Abbé, der Wechsel der Ebenen, ohne auf den Unterschied zwischen weltlich-diesseitiger und religiös-jenseitiger Sphäre einzugehen: Man schert beides über den gleichen Kamm. Und dann bedeutet es nur ein patriarchalisches Vorurteil, den Frauen das Weisheitssakrament nicht zu spenden.

Bezugspunkt sind auch heute – gut cartesianisch – der leibfreie, geschlechtslose Geist des Menschen und eine naturalistische Sichtweise auf die übernatürliche Religion. Dabei wird übergangen, dass nach dem christlichen Glaubensverständnis Gott in Jesus Christus als Mann Mensch geworden ist. Es wird übersehen, dass das den Männern vorbehaltene Weisheitssakrament den Kern des christlichen Glaubens, die Inkarnation – die Fleischwerdung Gottes –, sinnfälligerweise darstellt und damit schützt. Denn diese ist nach christlicher Überzeugung kein Mythos, sondern ein geschichtliches Faktum. Wenn eine Frau es ebenfalls darstellen könnte, würde es zur blossen Chiffre, zum Mythos.

Der Jesus Christus repräsentierende Mann vergegenwärtigt somit jenes Handeln Gottes am Nullpunkt der Geschichte. Das bewahrt den christlichen Glauben davor, in einen philosophischen Deismus zu verdunsten, jenseits der Geschichtlichkeit von Gottes Handeln.

## Berufung oder Beruf?

François Poullain de la Barres Biografie ist geeignet, sein Denken weiter zu erhellen. In seinem katholischen Glauben schwankend geworden und wohl nie aus tiefer Überzeugung Priester, konvertierte er im Jahr 1688 zum Protestantismus. Er heiratete und zog nach Genf, wo er sein Leben fortan als Lehrer bestritt. Wenn man seine Überzeugung betreffend das «Priestertum der Frau» in Rechnung stellt, kann nicht erstaunen, dass er sein Priester-Sein aufge-

geben hat, auch wenn seine Gewissensgründe im Dunkeln bleiben.

Wenn das sakramentale Priestertum nicht als Berufung geglaubt wird, die seinsmässig mit dem Gottessohn Jesus Christus verbindet, ist es ein Beruf, den man auch wieder quittieren kann. Denn der Priester ist dann eine gesellschaftliche Funktion, die man aufgrund intellektueller Fähigkeiten und persönlicher Neigung übernimmt.

Das Geschick von François Poullain de la Barre ist deshalb auch eine Anfrage an das Glaubensverständnis derjenigen, die heute behaupten, das Priestertum sei einfach eine mit der entsprechenden Ausbildung zu erlangende Machtposition oder Funktion, vergleichbar dem Beruf des Politikers, der Rechtsanwältin, des Piloten oder der Ärztin. Dem ist aber nicht so. Denn eine solche Gleichsetzung verkennt den Unterschied zwischen der Eigengesetzlichkeit der Religion und diesseitigen Gleichheitskategorien.

Von der Christus-Repräsentation abstrahierende Funktionalisierung des Priesters: Es ist Ausdruck des gleichen Denkens – vor 350 Jahren und heute bei Verfechtern «Synodaler Wege» oder bei Gruppierungen wie «Gleichwürdig katholisch». Was Jesus Christus zur Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen gesagt hat, gilt jedoch auch hier: «Wer es erfassen kann, der erfasse es» (Matthäus 19, 12). Mit den Kategorien der Diesseitigkeit ist dies nicht möglich.

Martin Grichting war Generalvikar des Bistums Chur und beschäftigt sich publizistisch mit philosophischen und theologischen Fragen.

## Boulevard-Posse

Der Umgang mit dem Ex-«Blick»-Chefredaktor wirft Fragen auf

LUCIEN SCHERRER

Es war eine öffentliche Demontage, wie sie in den Boulevardmedien sonst nur ausstehende Stars und Politiker erleben: Anfang März teilte der Ringier-Verlag mit, dass «Blick»-Chefredaktor Christian Dorer unter Verdacht stehe, Geschäftliches und Privates vermischen zu haben. Er habe «eine Mitarbeitengruppe bevorzugt behandelt» und möglicherweise gegen den «Code of Conduct» des Unternehmens Ringier verstoßen. Damit die Vorwürfe «lückenlos» aufgeklärt werden könnten, werde Dorer eine sechsmonatige Auszeit nehmen. Ob er in sein Amt zurückkehre, sei offen.

So verklausuliert die Medienmitteilung verfasst war, so deutlich war die Botschaft zwischen den Zeilen: Dorer steht unter Verdacht, ein «#MeToo»-Fall zu sein, deshalb wird er vorsorglich fallengelassen. Dieser Eindruck ist nun bestätigt worden. Am Montag teilte die Ringier-Gruppe mit, dass Dorer sein Amt nicht wieder aufnehmen, «im gegenseitigen Einvernehmen».

## Unter Verschluss

Transparenter ist das Gebaren des Medienkonzerns nicht geworden. Dorer, so wurde der NZZ und den Tamedia-Zeitungen Anfang März von Betroffenen zugetragen, habe sich bevorzugt mit jungen Männern umgeben und diese gefördert; vereinzelt wurde ihm vorgeworfen, seine Macht ausgenutzt zu haben. Die Frage, wie gravierend die Verfehlungen von Dorer waren – beziehungsweise, ob es sie überhaupt gab –, will Ringier bis heute nicht kommentieren, «zum Schutz aller Beteiligten».

Entsprechend bleibt auch ein interner Untersuchungsbericht unter Verschluss, den das Medienhaus nach der Bekanntgabe von Dorers «Auszeit» in Auftrag gab. Damit dürften sich all jene bestätigt sehen, die das Vorgehen des Ringier-Verlags als vorverurteilend empfanden, als PR-getriebene Selbstreinigung im Zuge der «#MeToo»-Welle.

Dies umso mehr, als Ringier nun schreibt, man werde in den nächsten Wochen definieren, «ob und in welcher journalistischen Funktion» Dorer für den Verlag tätig bleibe. Geht es für Ringier nur darum, nach einer überstürzten Aktion das Gesicht zu wahren? Sicher ist, dass der 48-Jährige nicht direkt ersetzt wird. Als Chef der «Blick»-Gruppe, zu der neben dem «Blick» unter anderem «Blick TV» und «Sonntags-Blick» gehören, war Dorer eine Art Super-Chefredaktor.

## Frischeres Image

Diesen Posten wird es nicht mehr geben. Stattdessen wird die «Blick»-Gruppe zwei neue Newsroom-Chefs haben, die auch in der Geschäftsleitung sitzen. Dass die Wahl auf die bisherige «Blick»-Sportchefin Steffi Buchli fiel, ist laut Insidern wenig überraschend. Als langjährige SRF-Sportmoderatorin national bekannt, soll die 44-Jährige dem von Männer-Seilschaften und Stammtisch-Humor geprägten Boulevard ein frischeres Image verpassen.

Intern beliebt, gilt sie jedoch als mässig profiliert. Im letzten Oktober sorgte Buchli für Irritation, als sie ein «exklusives» und ziemlich liebedienersches Interview mit dem Fussballer Erling Haaland publizierte, in dem kaum verhohlen für Breitling-Uhren geworben wurde. Auch der zweite Newsroom-Chef, Sandro Inguscio, ist nicht als mediales Schwergewicht bekannt.

Wie weit die personellen Rochaden einen politischen Richtungswechsel einleiten sollen, bleibt offen. Christian Dorer pflegte einen dezenten Linkskurs, wirtschaftsfreundlicher und weniger miesepetrig als der «Sonntags-Blick».

Bisher war von Dorer kein böses Wort über seinen Arbeitgeber zu vernehmen. Vielmehr ist zu hören, dass er seinen Wunsch bekräftigt habe, weiter für das Unternehmen zu arbeiten, das ihn im März auf Vorrat blossgestellt hatte. Die Gespräche mit ihm, so heisst es in der am Montag verschickten Medienmitteilung, seien auf «gutem Weg». Für die NZZ war Dorer nicht erreichbar.